



Sebastian Turner

## »In der Wissenschaft fallen ständig Mauern«

Wolfert von Rahden stellt Fragen zu Strategien der Wissensvermittlung

*Gegenworte:* Herr Turner, Sie sind der Erfinder und Veranstalter der alljährlich am 9. November stattfindenden ›Falling Walls‹-Konferenz, auf der internationale Wissenschaftler aus unterschiedlichen Disziplinen ihre Forschungen der Öffentlichkeit präsentieren. In den 15-minütigen Vorträgen geht es um Antworten auf drängende Fragen zur Zukunft unserer Gesellschaft. Könnten Sie das Motiv und die Ziele von ›Falling Walls‹ umreißen? Welche Mauern, welche Grenzzäune sollen denn fallen oder sind – außer der Berliner Mauer – schon gefallen? Sind kreative wissenschaftliche Köpfe vor allem ›Zeitmauerspechte‹ und arbeiten an Mauerdurchbrüchen in die Zukunft?

*Turner:* Welche Mauern fallen sollen, entscheiden die Wissenschaftler, und wir laden sie ein, um das, woran sie arbeiten, vorzustellen. Wir gehen nicht hin und sagen, »die oder jene Mauer sollte fallen« – das wäre ja auch anmaßend –, sondern wir laden Wissenschaftler mit hohem Anspruch und hoher wissenschaftlicher Qualität ein, die Herausragendes in ihren Fächern geleistet haben. Und wir bitten sie darzustellen, an welchen Durchbrüchen sie gerade arbeiten.

Gibt es auch einen politischen Anspruch? Die Veranstaltung findet immer am Tag des Mauerfalls statt, was bedeutet das? Wo liegt die Verbindung zwischen dem Mauerfall und dem Fall wissenschaftlicher Mauern, den Sie anstreben?

Es handelt sich um eine symbolische Verbindung. Für die Generation 35 plus, vielleicht sogar 30 plus, war der Fall der Mauer eine eigentlich unmögliche Sache – wünschenswert, aber unmöglich. Das ist ein biografisch verbindendes Element für alle Leute, die heute Gestaltende sind. Das gemeinsame Erlebnis des Mauerfalls besagt, dass unmögliche Durchbrüche möglich sind. Und woran arbeiten Wissenschaftler? An Durchbrüchen, die offensichtlich nicht auf der Hand liegen – das ist ein verknüp-

fendes Element. Eine zentrale Frage vorab war: Wie kann in Deutschland, in Berlin, ein Kontext für eine Veranstaltung geschaffen werden, die vom Start weg möglichst stark ausstrahlen soll, idealerweise global? Die deutsche Geschichte ist randvoll mit symbolischen Daten, einige davon haben auch globale Bedeutung. Die meisten jedoch werden eher ambivalent oder negativ empfunden, ein weltweit positiv erlebtes Datum findet sich nicht so leicht. Der Fall der Mauer ist ein Weltereignis, wie es nur wenige gibt. Wenn Sie so eine Veranstaltung wie die unsere zum ersten Mal machen, dann stellt sich die Frage, wie Sie herausragende Persönlichkeiten davon überzeugen, bei einer neuen Sache mitzuwirken. Und da wirkt dieser Mythos oder dieses Assoziationsfeld des Mauerfalls magnetisch. Wir sind auf die Persönlichkeiten zugegangen, die wir uns als Sprecher vorstellen konnten, und haben gesagt: »Kollegen, die Sie empfohlen haben, finden das, was Sie im Bereich Ihrer speziellen Forschung erarbeitet und an Durchbruch geleistet haben, für diesen Wissenschaftsbereich so bedeutsam wie der Fall der Mauer für unsere Stadt.« Das ist eine Einladung, die gewinnt und die die Leute anzieht.

Stellen Sie Losungen wie »Die Mauern sollen fallen« oder »Reißt die Mauern ein« als Motto voran? Bei diesen politischen Imperativen ging es ja auch um imaginäre und symbolische Mauern – so war etwa die Parole »Phantasie an die Macht« im Pariser Mai 1968 zugleich als Aufruf gemeint für einen »Durchbruch«, gegenüber »Ohren, die Wände haben«.

Das Jahr 2009 zum 20-jährigen Jubiläum des Mauerfalls war der Startpunkt. Wir arbeiten jetzt an der vierten Veranstaltung. Viele Ideen zum Thema ›Mauern‹ sind miteinander verbunden und gehören assoziativ zusammen. Wir stellen die Frage: Welche Mauern fallen als nächste? Wir nehmen einen positiven Symboltag aus Deutschland, um die Leistungsfähigkeit der Wissenschaft zu zeigen.



Und zwar nicht, indem wir die Wissenschaft bloß anpreisen. Das kennt man von Festveranstaltungen, dass ein Wissenschaftspolitiker auftritt und erzählt, was die Wissenschaft alles Tolles geleistet hat. Bei uns dagegen berichten die Wissenschaftler quasi direkt vom Schreibtisch oder aus dem Labor. Und wir wählen Formen, die auf der einen Seite den Wissenschaftlern ermöglichen, ihre Substanz zu vermitteln, und auf der anderen Seite dem Publikum ermöglichen, vieles schnell aufzunehmen und zahlreiche Anregungen zu bekommen.

Schließen Sie die Überwindung der *Binnengrenzen* zwischen den einzelnen Wissenschaftsdisziplinen in dieses Konzept mit ein?

Indirekt auf jeden Fall, denn es ist tatsächlich so, dass Durchbrüche fast immer Grenzüberwindungen zur Voraussetzung haben. Wenn zum Beispiel Tania Singer aus Leipzig etwas erzählt über ihre Neuroforschung, und in ihrem Team arbeiten Theaterwissenschaftler und Biologen und Psychologen zusammen, dann wird dieser Punkt sehr deutlich. Aber wir sind keine in die Wissenschaft gerichtete Veranstaltung, wo die Wissenschaftler mögliche Grenzen unter sich diskutieren, sondern wir sind eine Veranstaltung, auf der die Wissenschaft im Prinzip ihren geistigen Muskel, ihren Beitrag zur Zukunft darstellt. Die Veranstaltung versucht, einen Zustand zu überwinden, der mich immer noch erstaunt, nämlich dass Wissenschaftsveranstaltungen in Deutschland sehr oft ohne Wissenschaft funktionieren. Wenn sich die großen Spieler der Wissenschaft auf Festveranstaltungen darstellen, dann wird zwar immer die große Bedeutung der Wissenschaft betont, aber zur Wissenschaft an sich kommt es nicht. Vielleicht gibt es einen Festvortrag von 45 Minuten zu einem Themengebiet, aber mehr nicht. Bei unserer Veranstaltung dagegen vermitteln Wissenschaftler direkt ihre Forschung – da ist Wissenschaft so pur, da entsteht eine ganz andere Faszination. Wir sind der ›Langen Nacht der Wissenschaft‹ oder dem Physikunterricht verwandter als der Festveranstaltung, mit der sich eine wissenschaftliche Institution darstellt. Bei uns gehen die Leute abends begeistert und fasziniert nach Hause und sind überzeugt, dass die Wissenschaft alle Unterstützung braucht. Und um diese Ausstrahlung in die Gesellschaft hinein geht es uns.

Aber wird der Charakter von Festveranstaltungen nicht grundsätzlich durch eine Repräsentationslogik einge-

schränkt, die von vornherein eine Abgrenzung zu Wissenschaft und Forschung zieht? Und steckt nicht häufig genug die Schwierigkeit in den Gegenständen der Wissenschaften selbst, die dann die Vermittlung der Wissenschaft »an sich«, wie Sie sagen, in die Öffentlichkeit verhindert?

Nein. Wenn Sie eine Sache nicht erklären können, dann haben Sie sie selber nicht verstanden. »Ich bin schlau genug, um das zu erforschen, aber zu doof, es zu erklären« – das kann doch nicht stimmen.

Aber Vermittlungsgrenzen gibt es ja selbst zwischen den einzelnen Wissenschaften, das fängt schon mit jeweils verschiedenen Diskursjargons, verschiedenen Terminologien an. Es ist nicht selten – aufgrund hochgradiger Spezialisierungen – sogar *innerhalb* einer Disziplin zu beobachten, dass sich Kollegen nicht recht verstehen, weil ihre Terminologien zu sehr differieren und die Übersetzungsleistung zu schwer fällt.

Es ist ausgeschlossen, dass Sie in neue Wissenschaftsbereiche vordringen, ohne in der Lage zu sein, das zu schematisieren, zu strukturieren, darzustellen und zu vermitteln. Es kann natürlich sein, dass die Forderung, ihr Wissen zu vermitteln, bisher zu wenig an die Wissenschaftler herangetragen wurde. Ernst Rietschel sagt, wenn ein Wissenschaftler an einem Kongress teilnimmt, dann verändert er sich zu seinem Nachteil. ›Falling Walls‹ verhindert diese Veränderung, denn der Wissenschaftler spricht dort nicht wie zu einem Kowissenschaftler, zu einem Kollegen, vor dem er sich aufplustern muss, sondern er spricht wie zu einem Freund. Dadurch wird Verständnis ganz einfach. Bei ›Falling Walls‹ ist es noch nicht vorgekommen, dass Dinge nicht zu vermitteln waren. Im Gegenteil gelingt es sogar, Effekte, die kompliziert und unvermittelbar erscheinen, in ganz einfache Formen zu bringen, die den Inhalt wunderbar vermitteln. Um ein Beispiel zu nennen: Ich rede mit Robert Schlögl vom Fritz-Haber-Institut über die Frage, welche Grundlagen geschaffen werden müssen, um die erneuerbaren Energien zu einer echten Alternative zu machen. Der Energiespeicher der Natur im fossilen Brennstoff ist ein sehr guter, und alles, was wir stattdessen versuchen, kann sich mit dem Bisherigen noch nicht messen. Die Frage war, wie man das vermitteln kann. Und die Antwort lautete: Die Natur hat den Energiespeicher ›Zucker‹, und wir suchen den synthetischen Zucker. Und dann haben wir an das Publikum Traubenzuckerdrops verteilt. Wenn man



sagt: »Erklären Sie einem Freund, was Sie machen«, dann können das hervorragende Leute, und zwar – wie wir es machen – in 15 Minuten. Das gelang bei den ersten Veranstaltungen so gut, dass wir noch mehr versucht haben: 100 Nachwuchswissenschaftler sollten ihre Sache in jeweils drei Minuten vorstellen. Und die Leute waren begeistert danach. In drei Minuten erkennen Sie Folgendes: 1. Das klingt interessant, 2. Das ist für mich relevant, 3. Der oder die Vortragende ist gut. Diese drei Dinge erkennen Sie problemlos in kürzester Zeit.

Ist es nicht so, dass in letzter Zeit Gesellschaft und Politik sich immer mehr in die Belange der Wissenschaft einmischen, zunehmend Fragen beantwortet haben oder Forschungen begrenzen wollen? Und wenn wir die Grenzziehungen der Wissenschaften *nach außen* betrachten, so gibt es ja gute Gründe für die Abgrenzung, denn Politik und Wissenschaft gehorchen bekanntlich unterschiedlichen Logiken.

Die Wissenschaft muss ihren heutigen Status dankend zur Kenntnis nehmen. Und sie wäre schlecht beraten anzunehmen, dass das immer so bleiben muss. In dem Augenblick, wo Mittel knapper werden und entschieden wird, ob einer Rente kriegt oder einer forscht, ob ein Kindergarten länger öffnet oder einer forscht, wenn also die Verteilungskämpfe härter werden und andere legitime Ansprüche ins Feld kommen, dann steht keineswegs fest, dass die Wissenschaft sich immer durchsetzen kann. Die Wissenschaft muss in der Gesellschaft ihre Notwendigkeit erklären. Sie muss vermitteln, was sie tut, und sei es auch in aller Ehrlichkeit zu sagen: »Wir wissen noch nicht genau, was da herauskommt, aber es sieht so aus, als ob diese Forschung einen Sinn hat.« Die Glaubwürdigkeit solcher Aussagen steigt natürlich mit der Bekanntheit vorheriger Erfolge.

Wie steht es um die Grenze zwischen den Medien, der Werbung einerseits und den Wissenschaften andererseits? Sowohl Medien wie Werbung kämpfen um die knappe Ressource ›Aufmerksamkeit‹ und arbeiten deshalb häufig mit Übertreibung, Vereinfachung und Skandalisierung. Besteht nicht die Gefahr, dass mit dem Konzept der ›Eventisierung‹ die Wissenschaft in Popularitäts- und Modefallen tappt und dadurch selbst an Glaubwürdigkeit verliert?

Die Arbeitsteilung zwischen Wissenschaft und Wissenschaft vermittelnden Instanzen zum Beispiel aus dem Be-

reich der Werbung ist erst einmal vernünftig. Damit die Wissenschaftler in erster Linie forschen können, ist es vernünftig, Dinge wie Vermittlungsleistungen abzugeben. Diese Zusammenarbeit muss sich aber erst noch einspielen, das läuft nicht von Anfang an rund, sondern es gibt Kinderkrankheiten.

Aber da Wissenschaft einerseits sowie Medien und Werbung andererseits nach sehr unterschiedlichen Regeln funktionieren, stellt sich die Frage ...

... inwieweit die Eigengesetze der Mediengesellschaft Ursache für Fehlsteuerungen sind?

In der Tat ...

Wenn es diese Mechanismen gibt, dann muss die Wissenschaft sie erkennen, so wie andere Gesetzmäßigkeiten auch. Die Wissenschaft muss die Gesetzmäßigkeiten der Umgebung, in der sie sich befindet, zur Kenntnis nehmen und versuchen, das Beste daraus zu machen, und gleichzeitig natürlich die Voraussetzungen ihres Erfolges hüten. Zum Beispiel saß ich auf dem Höhepunkt der Schweinegrippe-Epidemie an einem Tisch mit vielen Medizinern, darunter zwei Superstars der Charité, und habe gefragt, ob ich mich impfen lassen soll oder nicht. Was glauben Sie, was geantwortet wurde? Der eine hat »ja« gesagt, der andere »nein«. Das ist genau so ein Fall, wo es eben keine letzte Weisheit gibt. Das muss die Wissenschaft eben sagen, ihre Uneinigkeit zugeben und auf das Risiko hinweisen. Eine Impfung wäre dann eine Prävention, genau wie Sie eine Versicherung abschließen, obgleich Ihr Haus noch nie gebrannt hat und wahrscheinlich auch nicht brennen wird. Das ist eine Frage des Umgangs mit dem Mediensystem, dass man diesen Prozess so kommuniziert, wie er eben ist.

